



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sprach dem Patienten Trost zu und drang auf reuige Beteuerung. Ein Theil des schlecht erworbenen Gutes sollte als Buße den Hospitälern und einem Kloster zufallen. „Cachez vos cartes mon père!“ rief der Spieler aus: „je vois votre jeu.“

W o c h e n b e r i c h t .

Emendationen zu den Werken Heinrichs v. Kleists. 2.

— Die Familie Schrockenstein war gleich in der ersten Ausgabe ungleich besser gerathen. Nur einen, aber einen sehr argen Fehler haben wir hier zu bessern.

S. 32, Z. 2 v. u. überreicht Agnes ihrem Geliebten einen sehr sorgsam gewundenen Blumenkranz mit den Worten:

Der Kranz ist ein vollendet Weib.

Das kann unter Umständen sehr poetisch sein, an dieser Stelle und aus dem Munde der Agnes ist es sinnlos. Es heißt natürlich:

Der Kranz ist ein vollendet Werk.

(Vgl. Weib und Werk mit Pfeil und Blick.)

S. 35, Z. 13 ist: Ich will es heut' noch — statt heute zu lesen.

In der Hochzeit des Amphitryon lesen wir S. 265, Z. 12:

Den Mann vielmehr beneid' ich, dem ein Freund

Den Sold der Ehe vorschleift: alt wird er

Und lebt das Leben aller ihrer Kinder.

— aller guten Kinder — heißt es natürlich.

S. 276, Z. 7 v. u. lies Entgeisterung statt des auch metrisch unmöglichen Entgeisterung.

S. 290 hat Jupiter, in der Gestalt des Amphitryon, die Seligkeit des einen mit Alkmene verlebten Tages gepriesen und geschlossen, er wollte das Andenken des einen Tages nicht gegen das unsterbliche Leben eines Gottes vertauschen, worauf Alkmene erwidert Z. 15:

Und ich, zehn Todten reicht' ich meine Brust!

Wunderlich, wie der Gedanke und Ausdruck ist, muß es doch heißen:

Zehn Toden reicht' ich meine Brust.

S. 295, Z. 11 ist:

Ich brauche Züge nur, um ihn zu denken —

statt nun zu lesen.

S. 321, Z. 8 lies:

Das andre Ich, des andern Ihr Bedienter —

statt: das andre Ihr Bedienter.

S. 327, Z. 3:

Läß' ich mit Blitzen in Nacht Geschriebenes —

ist die ausgefallen.

Penthesilea S. 238, Z. 3 v. u.:

Und stünd's mit Blitzen in die Nacht geschrieben.

Im zerbrochenen Krug II. S. 68, Z. 4 v. u.:

Ich sprech' ein Gott sei bei uns und drehe —

Grenzboten. III. 1854.

hat Lief wol mit Recht aus nach uns weggelassen, nur heißt es dann:

Ich spreche u. s. w.

Im Rätchen S. 128, Z. 4 ist auch in der Gesamtausgabe „von jeder frommen Jugend strahlender, makelloser“ u. s. w. stehen geblieben.

Der Prinz von Somburg ruft in einem Monolog unmittelbar vor der Schlacht das Glück an S. 238, Z. 1:

Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures,
Du, der den Windeshauch den Schleier heut
Gleich einem Segel lüftet, roll' heran!

Es ist zu lesen:

Du, dem der Windeshauch den Schleier heut
Gleich einem Segel lüftet, roll' heran!

S. 264, Z. 9 ist: „Die gesammte altrömische Tyrannen reiche“ natürlich nur ein Druckfehler statt: Tyrannenreihe.

S. 275, Z. 8 erzählt Natalie dem Churfürsten von dem nächtlichen Besuch des Prinzen in den Gemächern der Churfürstin:

Bobin im Mantel, schau, und Federhut
Er unterm Schuz der Dämm'ung kam geschlichen;
Verfürt und schüchtern, heimlich, ganz unwürdig —

Man sieht, daß schein, nicht schau geschrieben stand.

Das sehr seltsame

— Die Regel
Nach der der Feind sich schlägt

S. 293, Z. 5 v. u., was nichts anderes heißen kann, als die Regel, nach der er geschlagen wird, darf man darum doch nicht für verdorben halten. Ähnlich, wenn auch gelinder ist: „Zur Zeit, da sich der Krug zerbrach,“ im „zerbrochenen Krug.“

Im Beginn des vierten Aufzuges der „Hermannschlacht“ S. 361, Z. 3 hatte Marbod eben die Botschaft Hermanns erhalten, die ihn auffordert:

— verknüpft mit ihm

Sogleich dem Mordverrath zuvorkommen;

Die Weser Angesichts des Blatts zu überschiffen u. s. w.

Natürlich:

— Angesichts der Nacht —

Die Ueberfahrt geschieht:

In drei Stunden, wenn du willst. Der Mond erhebt die Nacht. S. 361.

Im neunten Auftritt desselben Aufzugs beschwört Thusnelde ihren Gatten, der ihr seine Absicht eröffnet hatte, alle in Teutoburg zurückgebliebenen Römer umzubringen, doch wenigstens einzelne zu schonen, wie jenen edlen Centurio, der jüngst bei einem Brande in Thuiskon mit Lebensgefahr ein Kind aus den Flammen gerettet hatte —

Er hätte kein Gefühl der Liebe dir entlockt?

worauf Hermann glühend erwidert (S. 378, Z. 9):

Er sei verflucht, wenn er mir das gethan!

Er hat auf einen Augenblick

Mein Herz verrathet, zum Verräther

An Deutschlands großer Sache mich gemacht!

Warum sezt' er Thuiskon mir in Brand?

Der Centurio? Der sezte Thuiskon nicht in Brand, sondern half retten mit

Gefahr seines Lebens; oder ist vielleicht pars pro toto, der eine für die vielen Römer zu nehmen? — Es muß heißen:

Warum seht' er Thuiskon nicht in Brand?
ein Gedanke, der für keinen Leser der Hermannsschlacht einer Erklärung bedarf.

Im Fragment Robert Guiscard (III. S. 312. Z. 14.)

— eh' die stolze Binne
Vor seinem blassen Hemde sich verneigen, —

ist bloßen zu lesen.

Noch haben wir zur Penthesilea nachzutragen:

— Die ganze Welt

Lag wie ein ausgespanntes Musterneß

Vor mir. —

(I. S. 205. Z. 12 v. u.), wo augenscheinlich Fischerneß zu lesen ist, wenn wir nicht annehmen wollen, daß Penthesilea ihre Gleichnisse von weiblichen Arbeiten hernimmt.

Aus Schleswig. — Ueber die Art und Weise, wie die Dänen bei uns das Kirchenregiment handhaben und nicht allein unsre Sprache und politische Gesinnung, sondern Sittlichkeit und christlichen Glauben auf die verhängnißvollste Weise zu vernichten sich bemühen, sind in neuerer Zeit so viele nur zu wahrheitsgetreue Berichte in die Oeffentlichkeit gekommen, daß die Regierung denn doch auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu ihren Gunsten einwirken möchte. Natürlich würde das mit dem besten Effect durch einen eingebornen frommen schleswigschen Geistlichen zu machen sein, dem man doch nicht zutrauen könnte, daß er sein Vaterland und seine Kirche verräth. Pastor Thieß in Tolk hat sich bereit finden lassen, mit einer Unterstützung von 600 Rbthlr. Deutschland zu bereisen, namentlich die Universitäten und den Kirchentag in Frankfurt zu besuchen und zu sehen, wie weit es ihm gelingt, mit seiner Stentorstimme, seinen derben Fäusten, mit denen er Kanzel und Tische kräftig bearbeitet, und seinen zelotischen Redensarten die Deutschen von der Weisheit, Gerechtigkeit und Milde des dänischen Kirchenregiments in Schleswig zu überzeugen. Wir kennen hier den Mann, es ist aber gut, daß man ihn auch bei Ihnen kennt. Früher als Prediger von Arnis hatte er als eifriger Bionswächter einen gewissen Ruf. Im Jahr 1848 stellte er sich der provisorischen Regierung zur Verfügung und war gut schleswig-holsteinisch, bis die Dänen nach dem Gefecht bei Bau Schleswig besetzten. Von da eiferte er in einem Grade für die Dänen, daß seine Gemeinde nach der Schlacht bei Schleswig seine Entfernung verlangte und durchsetzte. Der getreue Unterthan seines Königs verschmähte es nicht, die revolutionäre Regierung solange mit Bitten um ein Amt zu bestürmen, bis sie ihm eine Pfarre in Hamberge in Holstein gab, was ihr damals als ein Act unzeitiger Milde sehr verdacht wurde. Kaum waren die Dänen wieder Meister in Schleswig, als er seine Gemeinde in Holstein verließ und seine alte Pfarre occupirte, als ob sein Nachfolger, der ja von einer revolutionären Regierung eingesetzt war, gar nicht vorhanden sei. Von seinem dänistischen Fanatismus in den letzten Jahren nur zwei Beispiele. Bei einem Predigerconvent pries er dänische Wissenschaft, dänische Theologie als die blühende, überlegene der verdorrtten und entarteten deutschen gegenüber mit einer Begeisterung, daß ein dänischgeborener

Amtsbruder ihn erinnerte, wie man in Dänemark selbst deutsche Wissenschaft achte und anerkenne. Der Mann sucht jetzt die deutschen Universitäten heim! Und seinen sittlichen Beruf als Zeuge aufzutreten, mag folgender Zug darthun. Unter den Predigern seiner Gegend besteht seit lange ein Verein zur Unterstützung der Wittwen, dessen Statuten ausdrücklich — obgleich sie sehr alt sind — bestimmen, daß Amtsentsetzung nicht Ausschließen vom Vereine zur Folge habe; auch war diese Bestimmung vor einiger Zeit in Anwendung gekommen, als ein Prediger wegen Unfähigkeit vom Amt entfernt war. Pastor Thieß verlangte nun, daß alle von den Dänen abgesetzten Prediger aus dem Verein gestrichen werden sollten und machte, als man sich auf die Statuten und jenen Präcedenzfall berief, mit Nachdruck dagegen geltend, jene von der revolutionären Regierung — von der er selbst eine Anstellung erbettelt hatte — angestellten Prediger seien gar keine Prediger gewesen, und sittliche wie wissenschaftliche Unfähigkeit komme gar nicht in Betracht gegen Betheiligung an der Revolution! Wir begreifen hier, daß Pastor Thieß gute Gründe hat, das dänische Kirchenregiment zu preisen, aber daß er in Deutschland, wo diese Art Gründe nicht in Betracht kommen, Proselyten machen wird, das glauben wir nicht. —

Politische Wandlungen. — Wir erinnern uns, daß in früherer Zeit zwischen uns und der Nationalzeitung sich ein Streit erhob, wieweit man dem preussischen Patriotismus innerhalb der Parteistandpunkte Raum geben müsse. Wenn wir ihr damals vorwarfen, sie übersehe bei ihren demokratischen Ansichten zu sehr das Verhältniß zu dem bestimmten Staat, dem wir angehörten, so bemerken wir jetzt mit einiger Verwunderung, daß die Standpunkte sich gradezu umgekehrt haben. Die allgemeine europäische Culturfrage scheint uns in diesem Augenblick so wichtig, daß der Localpatriotismus zurückstehen muß. Die Nationalzeitung dagegen hält diesen Zeitpunkt für den geeignetsten, mit Beseitigung aller Parteiinteressen sich der Staatsregierung zu nähern. Sie bringt eine Reihe von Artikeln, in denen zwar eine ideale Differenz zwischen ihren eignen Principien und denen der preussischen Regierung festgehalten wird, die man aber in praktischer Beziehung umsomehr als eine Apologie des Ministeriums Manteuffel betrachten kann, da jene ideale Differenz sich in einer gar zu ätherischen Region bewegt. Lieber hätte es die Nationalzeitung allerdings gesehen, wenn Preußen die orientalische Frage dazu benützt hätte, um ein preussisch-deutsches Kaiserreich auf demokratischer Grundlage zu errichten. Da dies aber nicht geschehen ist, — und offen gestanden sehen wir nicht recht ein, wie Preußen es hätte anstellen sollen, — so erteilt sie den Maßregeln des Cabinets ihre relative Billigung. Sie bezeichnet das Verfahren desselben als consequent, einsichtsvoll, preussisch, deutsch und nobel, und stellt es namentlich weit über die Handlungsweise der großbritannischen, der französischen und österreichischen Regierung. Freilich kam es uns hin und wieder so vor, als ob das Ganze ironisch gemeint sei. Wenn die Deutschen getadelt wurden, daß sie die ausländischen Producte in der Regel auf Unkosten der einheimischen begünstigten, so erschien uns doch die Anwendung auf die auswärtige Politik gar zu wunderbar. Wir begreifen wol, daß man aus Patriotismus schlechten Tabak raucht, schlechtes Rindfleisch isst, schlechte wollene Zeuge trägt, aber daß man aus Patriotismus sein Urtheil modi-

fieirt, daß man eine Handlungsweise der Regierung, die man für schädlich hält, aus Patriotismus für nützlich ansieht, zu dieser Gedankenverbindung finden wir in der That keine Anknüpfungspunkte. Wenn ferner zum Schluß einer der längsten Deductionen mit einer gewissen innern Genugthuung die Behauptung aufgestellt wird, die preussische Politik habe für den Fall, daß Rußland aus dem Kampf ohne große Schwächung hervorgehe, einen glänzenden Triumph über die Politik der andern Großmächte gefeiert, so klingt das doch gar zu sehr nach Ironie. Glaubt denn die Nationalzeitung, daß es im Interesse Deutschlands, daß es namentlich im Interesse Preußens liegt, daß Rußland aus diesem Kampf ohne große Schwächung hervorgehe? glaubt sie nicht, daß, wenn die gegenwärtige Coalition sich auflöst, Preußen es noch einmal sehr bitter bereuen würde, Rußland in Schutz genommen und doch nicht zu positiver Dankbarkeit verpflichtet zu haben? und daß es dann Gelegenheit haben könnte, mit Pyrrhus auszurufen: Noch einen solchen Triumph und ich bin zu Grunde gerichtet! Daß Preußens Haltung in dieser Frage von einem großen, ja von einem entscheidenden Einfluß ist, das erkennen ja alle Mächte an, und daraus sind ja eben die leidenschaftlichen Anklagen zu erklären, die von allen Seiten gegen Preußen erhoben werden. Wenn die verbündeten Mächte nicht die Absicht haben, Preußen auf irgendeine Weise zur Theilnahme zu nöthigen, so schneidet die Neutralität Preußens jede Möglichkeit ab, den Krieg gegen Rußland auf eine entscheidende Weise zu führen, und die Verbündeten sehen sich genöthigt, einen Frieden zu schließen, in welchem sie zwar für sich einige Vortheile erlangen werden, der aber die Uebermacht Rußlands in keiner Weise schwächt. Ein solcher Friede würde nach unsrer Ansicht den größten Nachtheil für Preußen haben, da es von dem Uebergewicht Rußlands mehr gedrückt wird, als irgendein anderer Staat; und Preußen hätte einen Triumph gefeiert, nicht über seinen Nebenbuhler, sondern über seine eignen Interessen.

Indessen muß man beim aufmerksamen Lesen jener Stellen sich überzeugen, daß diese Ironie ganz unbeabsichtigt eintritt, daß alle jene Erklärungen vollkommen ernsthaft gemeint sind. Wie das mit den anderweitigen Tendenzen der Nationalzeitung zusammenhängt, sind wir nicht im Stande zu beurtheilen, da wir die neuere Entwicklung derselben nicht aufmerksam verfolgt haben. Ohne Analogien ist das Verhältniß keineswegs, wie ja auch die Stellung Cobdens in England bezeugt. Nur eins möchten wir gern wissen. Die Nationalzeitung macht einen starken Unterschied zwischen der Politik der Regierung und der Politik der äußersten Rechten, und nennt jene deutsch und patriotisch, diese undeutlich und unpatriotisch. Nun sind in der Kreuzzeitung allerdings höchst wunderfame politische Einfälle, aber sonst abstrahirt man sich doch die Politik einer Partei von dem, was die Führer derselben officiell aussprechen. Worin unterscheidet sich nun die Politik des Ministeriums von der Politik, welche der Führer der Rechten, Herr Constitorialrath Stahl, in seiner bekannten Rede empfohlen hat?

Wir heben einen Punkt aus den Deductionen der Nationalzeitung hervor, weil er vielleicht auch bei denjenigen Blättern, die in ihren Ansichten uns näher stehen, in Frage kommen könnte. Von liberaler Seite wurde früher stets die preussische Politik empfohlen, die östreichische getadelt. Jetzt geschieht das Gegentheil, und die Nationalzeitung bemerkt darüber, Preußen sei doch immer besser als Oestreich, es

habe in seiner innern Entwicklung mehr Fortschritte gemacht u. s. w. — Es ist das unzweifelhaft richtig, und es ist auch zweckmäßig, von Zeit zu Zeit darauf hinzuweisen, damit man nicht an das jetzige kräftige Auftreten Oestreichs sanguinische Hoffnungen knüpfe, die nachher getäuscht werden müssen. Aber der Umstand, daß das preussische innere Staatsleben noch immer werthvoller ist als das östreichische, kann uns doch nicht bestimmen, in einer bestimmten politischen Frage für das eine gegen das andere Partei zu ergreifen. Wie gering auch der Einfluß der Presse sein möge, wir müssen doch immer von der Fiction ausgehen, unser Rath werde irgendwo gehört, und wenn er zweckmäßig erscheint, befolgt. Was hat es nun in diesem Augenblicke für einen Zweck, die bessern Finanz-, Schul- und Municipaleinrichtungen Preußens hervorzuheben? In der orientalischen Frage scheint es zunächst unsre Aufgabe zu sein, so laut und so häufig als es nur angeht, die preussische Regierung aufzufordern, sich der östreichischen Politik anzuschließen. Wenn sie diesen Rath nicht befolgt, so ist es nicht unsre Schuld, da die Presse keine Zwangsmaßregeln in den Händen hat. — Aber wir müssen noch weiter gehen. Gesezt die Bemühungen der preussischen Regierung, den Frieden zu erhalten, scheiterten, es käme zu einem Kriege zwischen Oestreich und Rußland; und Preußen, das in einem solchen Fall seine Neutralität unmöglich behaupten könnte, träte auf Seite des letzteren: — soll die deutsche Presse alsdann den übrigen deutschen Regierungen den Rath ertheilen, sich mit Preußen gegen Oestreich zu verbinden, weil das erstere bessere Finanz-, Schul- und Municipaleinrichtungen hat? — Und diese Eventualität ist doch unter allen Umständen ins Auge zu fassen. —

Literatur. — Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Naturschilderungen von Joakim Frederik Schouw. Zweite Auflage. Leipzig, Expedition der Hausbibliothek. Carl B. Lorck. — Der verdienstvolle dänische Gelehrte, der auch als Publicist in seinem Vaterlande große Anerkennung gefunden hat (er starb 1852), verdient das meiste Lob wegen dieser populären Naturschilderungen, die den Sinn für die Natur und die Kenntniß derselben in Dänemark sehr gefördert haben und die auch in Deutschland bei dem neuerweckten Interesse für die Physik gerechten Anklang finden wird. Das Werk enthält nicht eine zusammenhängende Abhandlung, sondern besteht aus einer Reihe kleiner Monographien, die sehr klar und übersichtlich geschrieben, durch eine gemeinschaftliche Idee zusammengehalten werden. Der Verfasser bemüht sich vorzugsweise, die Geschichte der Pflanzenwelt und ihre Bedeutung für das allgemeine Leben der Erde zu entwickeln. Einzelne Excurse in andern Regionen der Natur dienen im Grunde nur dazu, das Pflanzenleben von einer neuen Seite aufzufassen. Ueberall wird der Leser mitten in den Gegenstand geführt und durch bestimmte sinnliche Anschauung orientirt, bevor ihn die allgemeinen Gesetze und Ideen aufgeschlossen werden; und dies ist der vollkommen richtige Weg; denn man muß erst anschauen, bevor man reflectirt, und die Speculation bleibt solange todt und unfruchtbar, als sie nicht durch eine Reihe der mannigfaltigsten Vorstellungen getragen wird. —

Nordwestliche Bilder von F. Otto. Schwerin, Derksen u. Schloepke. — Der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede gegen die übelwollenden Recensenten, die ihn etwa der Schwarzsichtigkeit beschuldigen möchten, da er doch nur treu und

wahrhaftig das schildere, was er gesehen. Wir wollen die subjective Wahrheit seiner Beobachtungen nicht im geringsten bezweifeln. Im Gegentheil sind die meisten factischen Notizen, die er uns gibt, bereits aus den Berichten früherer Reisenden bekannt, und daß das selbstfüchtige, grob materialische Wesen der Amerikaner einem gemüthvollen Deutschen nicht besonders zusagt, können wir uns auch lebhaft vorstellen. Wir sind sehr damit einverstanden, daß Herr Otto wieder nach Deutschland zurückgekehrt ist, und zum Schluß ein begeistertes Loblied auf sein geliebtes Mecklenburg anstimmt; denn nicht ohne Jammer und Mitleid sehen wir die Tausende von Auswanderern täglich an uns vorüberziehen, die in blindem Vertrauen einem höchst unsichern Loos entgegengehen und von denen vielleicht der größere Theil jenseits des Oceans in schlimmere Verhältnisse gerathen wird, als in der alten Welt. Uns Deutschen gehen vortreffliche Kräfte, rüstige Arme und gutes Geld verloren, und der hochmüthige Bürger der westlichen Republik wird auf unsre Kosten groß; ja zum Theil auf Kosten der armen Einwanderer, welche mit ihrem Schweiß seinen widerstrebenden Boden düngen müssen, ohne sich seiner Früchte zu erfreuen. Aber vom Standpunkt der Geschichte müssen wir doch immer wieder daran erinnern, daß in der gemüthlosen Selbstsucht des Amerikaners eine außerordentliche Kraft der Entwicklung liegt, die einmal auch Europa zugutekommen wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben, und daß in dem wiedererwachten Wandertrieb der Germanen ein Naturproceß liegt, den wir durch Raisonnement abzuwenden vergebens versuchen würden. Ein großer Theil unsrer Mitbürger fühlt sich unglücklich und ist in der That unglücklich, denn es wird ihm nicht möglich, sich dasjenige zu erwerben, was ihm nöthig ist, um in der Art und Weise seiner Genossen und seiner Gewohnheiten zu leben. In Amerika setzt er sich viel härteren Entbehrungen aus und muß viel angestrongter, vielleicht viel hoffnungsloser arbeiten, aber dort ist er in einer neuen Welt, der Kreis seiner Gewohnheiten engt ihn nicht mehr ein und er kann für sich und seine Nachkommen auf eine Zukunft rechnen, die ihm in Deutschland fehlt. Wer bereits von den verweichlichenden Bedürfnissen der Cultur erfaßt ist, wer eine gewisse Behaglichkeit des Daseins schwer entbehren kann, der bleibe Amerika fern, aber wer kräftige Arme besitzt, jung ist und entschlossen, in härtester Tagesarbeit als Knecht zu dienen, um eine unabhängige Existenz zu gewinnen, dem mögen wir es nicht verdenken, wenn er auswandert, denn als Knecht verdient er soviel, um seinen Kindern die Last der Knechtschaft zu ersparen und selbst als Knecht kann er dort ein stolzeres und freieres Selbstgefühl hegen, als in dem Lande der Standesunterschiede. Freilich sind derartige philosophische Reflexionen nicht genügend, um uns über das Schicksal der einzelnen zu trösten, die, um einem blinden und unüberlegten Instinct zu gehorchen, häufig in das sichere Verderben rennen. —

Etwas Vorläufiges über die Gewandhausconcerte. — Wir behalten uns vor, vor Eröffnung der Concerte unsre Wünsche und Erwartungen in musikalischer Beziehung noch einmal an den Tag zu legen. Hier haben wir es zunächst nur mit dem Aeußerlichen derselben zu thun. Wir müssen dasselbe wiederholen, was wir im vorigen Jahre vor Eröffnung der Concerte aussprachen; damals freilich ohne allen Erfolg, allein jetzt scheinen sich von allen Seiten her

Stimmen zu erheben, welche dieselben Wünsche aussprechen. Und so wird man vielleicht dies Mal unsre Ermahnung nicht so gering anschlagen.

Wir gehen von dem Grundsätze aus, daß man nichts verkaufen soll, was man dem Käufer nicht wirklich übergeben kann. Wir halten daher den Verkauf einer größern Anzahl von Billets, als Plätze im Saale des Gewandhauses sind, für durchaus unstatthaft und finden durchaus keine Rechtfertigung in dem Umstand, daß dieser Nachtheil nur diejenigen trifft, die nicht überflüssige Zeit und tüchtige Käufe haben, um sich den Eintritt in den Saal zwei Stunden vor Eröffnung zu erkämpfen.

Wir finden es ferner höchst unzweckmäßig, daß man durch die Einrichtung eines Instituts zum Betrüge provocirt. Das Programm des Concerts unterscheidet jedes Mal zwischen persönlichen und unpersönlichen Billets. Allein kein Mensch nimmt Anstoß daran, die Concertdirection in dieser Beziehung zu betrügen und sein persönliches Billet auf einen andern zu übertragen. Das geht soweit, daß Frauen keinen Anstoß nehmen, auf Männerbillets zu gehen, obgleich diese eine andere Farbe haben. Wo aber eine Controle unmöglich oder doch nur unter sehr erschwerenden Umständen denkbar ist, soll man auch keine Anforderungen stellen. Von den Täuschungen bei den sogenannten Familienbillets wollen wir hier gar nicht reden, da wir auch abgesehen davon keine Spur eines Sinnes darin finden können, daß man drei Plätze, die zusammen gekauft werden, wohlfeiler verkauft, als drei einzelne Plätze.

Wir erneuern daher unsre Vorschläge vom vorigen Jahre:

- 1) Der ganze Saal wird in feste Plätze vertheilt und es werden nicht mehr Billets ausgegeben, als Plätze vorhanden sind. Persönliche und Familienbillets hören natürlich ganz auf. Die Einbuße in den Einnahmen wird durch Erhöhung des Preises ausgeglichen, die sogar bedeutend sein kann.

- 2) Wer unter diesen Umständen kein Abonnementbillet erhalten kann, für den mögen für einen bedeutend geringern Preis Plätze im Vorsaal reservirt bleiben, wo man doch von Zeit zu Zeit durch ein gelindes Geräusch daran erinnert wird, daß im Saale Musik gemacht wird, oder auch auf den hintern Plätzen der Galerie, wo man das Vergnügen hat, bei gelindem Feuer geröstet zu werden.

Wenn nun bei dieser Einrichtung doch viele unberücksichtigt bleiben, so mögen sie sich so einrichten, daß mehre ein Billet zusammen nehmen, was ja auch im Theater geschieht, oder sie mögen in die Enterpe gehen, oder sonst etwas der Art. Es scheint uns nicht absolut nothwendig, daß jedermann im Winter zweiundzwanzig Gewandhausconcerte anhört, die sechs Abendunterhaltungen für Kammermusik und ähnliches ungerechnet: — allein die Forderung scheint uns billig und auch gerechtfertigt, daß, wenn man einen Platz bezahlt, man ihn auch wirklich erhalte. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.